

Heike Pfingsten-Kleefeld (Hrsg.)

# KRIEGSENKEL- GEFÜHLE

Kinder der Kriegskinder  
schreiben von Sehnsucht,  
Wut und Wagemut

Worte  Leben

# Inhaltsverzeichnis

<b>Vorwort</b>	11
von Ingrid Meyer-Legrand	
<b>Einleitung</b>	15
<b>Spurensuche: Immer noch auf der Flucht?</b>	21
Warum die Kinderkarre nicht zum Sperrmüll kommt	
Durchhalten – Heike Pfingsten-Kleefeld	25
Rastlos – Heike Pfingsten-Kleefeld	26
Mangelwirtschaft – Eva	28
Prager Frühling – Helga Thiele-Messow	30
Der Vorratskeller – Sabine Fuchs	32
Vom Nichtwissen – Sabine Fuchs	34
nachbarschaftsblues nr. 1 – Jörn Hühnerbein	36
Ausruhen – Heike Pfingsten-Kleefeld	38
Hingabe – Heike Pfingsten-Kleefeld	39
Nach der Vertreibung – Eva	40
Vorbild – Heike Pfingsten-Kleefeld	41
<b>Spurensuche: Alles Gute zum Muttertag?</b>	42
Warum es mit der Dankbarkeit oft schwierig ist	
Wertlos? – Petra Scholl	47
Kriegsenkel-Muttertag – Monika W.	48
Ent-Täuschung – Heike Pfingsten-Kleefeld	50
Kindheitsmuster – Sabine Bierich	51
„Junge, du hast einen ganz miesen Charakter!“ – Carol Clauwefrit-Gerul	52
Mitgift – Eva	56
Kann eine Kriegsenkelin „Beziehung“ und „Freundschaft“? – Ellybis	57

Angst – Annette B.	63
Das wüste Land – Andreas Claßen	64
Giftig – Heike Pfingsten-Kleefeld	66
Ich hatte einen Traum – Angelika Schamoni	67
Fischgrund– Langer Atem – Nina Pohl	72
mutter blues #2 – Jörn Hühnerbein	73
Familienkäfig – K. A.	74
Abschied von der guten Tochter – Frauke Bielefeldt	76
<b>Spurensuche: „Wer wagt, verliert!“</b>	77
Warum Neues auch bedrohlich sein kann	
Neugierig – Heike Pfingsten-Kleefeld	81
„Du bist mein Sargnagel!“ – Helena B. Neveling	82
Deins! – Heike Pfingsten-Kleefeld	88
Giftiges Erbe – Heike Pfingsten-Kleefeld	89
Hättet ihr mir das „Hänschen klein“ doch bloß richtig vorgesungen ... – Monika W.	90
Mir Mutter sein – Eva	96
<b>Spurensuche: Sind Männer wirklich Schweine?</b>	99
Warum die Sache mit dem Sex manchmal nicht einfach ist	
Für G. – Heike Pfingsten-Kleefeld	102
Meine sexuelle Emanzipation – Ulrich K.	103
<b>Spurensuche: „Du bist doch unsere Fröhliche, oder?“</b>	109
Vom merkwürdigen Umgang mit Trauer und Tod	
Foto mit Papa – Heike Pfingsten-Kleefeld	114
Leere Stelle – Eva	115
Nie wieder Krieg – M. F.	116
„Bitte recht freundlich!“ – Katja Weber	118
LANGSTEROOFEN – M. F.	120

„Auf dich muss ich aufpassen!“ – A. C. Engel	122
Das Trauerband – Sonja E. Krenmayr	123
Wir rennen nicht mehr – Jennifer Heinrich	124
<b>Spurensuche: „Danke, die Kinder sind schon satt!“</b>	131
Warum es immer das liebe Händchen sein musste	
Nachbarn – Heike Pfingsten-Kleefeld	136
Hauen & Heulen – Nina Pohl	137
Biegungen – Emma Frank	138
Aschenputtel war einmal – Eva	139
Für mich tun sich Wege auf – Annette B.	143
Das Ende der Bescheidenheit – Heike Pfingsten-Kleefeld	144
Leben – Überleben – Petra Scholl	145
Ich stell mich jetzt weiter vorne an – Mechtild Römer	146
Burnout – Heike Pfingsten-Kleefeld	149
Dornröschen, wach auf! – Heike Pfingsten-Kleefeld	150
Sowohl ... als auch – Annette B.	151
Die Entdeckung der Schönheit – Heike Pfingsten-Kleefeld	152
<b>Spurensuche: Und dann waren die Nachbarn plötzlich weg</b>	155
Die Schatten der Schuld	
Tatort gucken mit Mama – Lilly Voges	159
Stolpersteine – Karen Metzger	162
H. Wassermann – Erinnerung an ein Kind – Jens-Michael Wüstel	165
Ein Leben lang schuldig – Hannah Ebenholz	170
<b>Spurensuche: „Über dem Versteck vom Silber liegt jetzt eine Straße.“</b>	173
Die Suche nach Menschen und Orten	

Was Erinnern bedeutet – Sabine Fuchs	178
Unerwartetes Treffen im Archiv – Den Fotografen-Vorfahren in Estland auf der Spur – Sophie Pannitschka	179
Im Fluss – A. O.	186
Der Traum – Grit Heyse	187
Ich verstehe – jetzt verstehe ich! – Emma Frank	190
<b>Nachwort</b>	<b>193</b>
<b>Danke</b>	<b>197</b>
<b>Anmerkungen</b>	<b>199</b>
<b>Zitierte und weiterführende Literatur und Links</b>	<b>203</b>

## Einleitung

Unsere Eltern haben in ihrer Kindheit den Krieg erlebt. Wir hatten es besser, wir wurden im Frieden geboren. Meine Generation hatte es gut. Heinz Erhard und Otto sorgten für Lacher, Winnetou und die Fernsehshow „Am laufenden Band“ für Spannung. Tesafilm und Uhu hielten unsere Welt zusammen, Meister Propper und Pril putzten sie blank. Unsere Eltern strengten sich an, weil wir es einmal besser haben sollten als sie. Für uns wurden Häuser gebaut und Wohnungen gekauft. Wir sollten sie später erben und bewohnen, auch wenn unser Lebensmittelpunkt längst in Freiburg und nicht mehr an der Kieler Förde lag. Die einzige Krise, die für unser Leben vorgesehen war, war die Ölkrise mit dem Sonntagsfahrverbot. Wir hatten also, zumindest im Westen, beste Voraussetzungen für ein unbeschwertes, erfolgreiches Leben.

Weshalb fühlt sich meine Generation dann manchmal überhaupt nicht unbeschwert? Warum gehen viele von uns so zaghaft an Neues heran? Und weshalb haben wir häufig das Gefühl, zu funktionieren, aber nicht wirklich zu leben? Warum fällt es vielen von uns immer noch so schwer, Gefühle zu spüren und auszudrücken? Die Gründe dafür könnten – nicht nur, aber auch – die Kriegserlebnisse unserer Eltern sein. Sie waren die „Kriegskinder“, wir als nächste Generation sind die „Kriegsenkel“.

Viele Kinder und Jugendliche haben im Zweiten Weltkrieg traumatische Erfahrungen gemacht. Je nachdem, ob sie in diesen Situationen Trost und Halt gefunden haben oder nicht, wirken ihre Erlebnisse unterschiedlich nach, zum Teil bis heute. In einem Kriegsenkelseminar erfuhr ich, dass unverarbeitete traumatische Erfahrungen auch bei den Nachkommen Spuren hinterlassen können. Seitdem wusste ich, dass ich von

meinen Eltern nicht nur den hohen Haaransatz und die Figur geerbt hatte. Das Echo ihrer Erschütterungen und Enttäuschungen hallte bis in mein Kinderleben nach.

Meine Eltern machten wie viele Kriegskinder die bittere Erfahrung, dass jede Freude abrupt zu Ende sein kann. Bomben, Tod und Gewalt hielten sich an keinen Zeitplan. Also waren sie auf der Hut. So wie ich. Genau wie meine Mutter war ich wachsam, um immer gewappnet zu sein für das Schlimme, das kommt. Ich hatte meine Lektion gelernt. War ich fröhlich, weil ich etwas Schönes in Aussicht hatte, hörte ich: „Freu dich bloß nicht zu früh!“ Waren meine Schwester und ich übermütig, wurden wir mit einem: „Ihr weint heut’ noch!“ auf den Boden der Kriegskinderrealität zurückgeholt. All das tat seine Wirkung: Über meinem Kopf schwebte stets ein UKO, ein „Unbekanntes-Katastrophen-Objekt“.

Die belastenden Kriegserlebnisse führten bei den betroffenen Kriegskindern verständlicherweise zu einem hohen Bedürfnis nach Sicherheit und Beständigkeit. Dies hinterließ Spuren – auch in meiner Generation. Wenn es darum ging, Risiken einzugehen, Neues zu wagen oder Träume zu verwirklichen, hörten viele Kriegsenkel von ihren Eltern nicht: „Wer wagt, gewinnt!“, sondern eher: „Der Spatz in der Hand ist besser als die Taube auf dem Dach!“

Neben den Ängsten und dem hohen Sicherheitsbedürfnis gab es häufig eine weitere Mitbewohnerin in den Kriegsenkelfamilien: die Sprachlosigkeit. So auch bei uns. Natürlich benutzten wir Worte und saßen nicht stumm um den Esstisch herum. Aber wir sprachen über – nichts. Es wurden nur Belanglosigkeiten ausgetauscht über die Schule, über Nachbarn, Verwandte oder das Wetter. Jedes Thema, das auch nur ansatzweise nach Konflikt roch, wurde abrupt beendet und

durch ein unverfänglicheres ersetzt. Gefühle bergen Konfliktstoff. Sie wurden deshalb weder an- noch ausgesprochen.

Die Kriegskinder mussten Strategien entwickeln, um mit ihren belastenden Erlebnissen zurechtzukommen. Um nicht von den eigenen Gefühlen überwältigt zu werden, lernten sie früh, sich vor ihnen zu verschließen. Diese Bewältigungsstrategie wirft ihre Schatten auch auf ihre Kinder. Die Kriegskinder konnten als Erwachsene nicht weitergeben, was sie selbst nicht gelernt hatten: offen über Gefühle zu reden. Deshalb, und um ihre Eltern nicht emotional zu belasten, haben viele Kriegsenkel die Regel verinnerlicht, ihre Gefühle lieber zu verbergen.

Auch meine Schwester und ich lernten, ohne dass es gefordert wurde, über Gefühle zu schweigen. Wir konnten uns nicht gegenseitig trösten. Wir teilten zwar das Zimmer aber nicht unser Leid. Wir sahen, wenn die andere unglücklich war, hatten aber keine Mittel, darüber zu reden. In meiner Erinnerung wohnten in unserer Wohnung vier getrennt lebende Menschen. In unserem und im Zuhause vieler Kriegsenkel fehlten für ein offenes Gespräch nicht nur die emotionalen Vokabeln, sondern unglücklicherweise auch die Grammatik.

Dass es manchmal auch anders, aber nicht unbedingt besser sein konnte, brachte eine Kriegsenkelin so auf den Punkt: „In unserer Familie wurde unentwegt über Gefühle geredet. Wir durften nur keine haben.“

Die im Osten aufgewachsenen Kriegsenkel waren materiell nicht so gut versorgt wie diejenigen aus dem, mit alliierter Hilfe wiederaufgebauten, Westen. Außerdem lastete auf ihren Familien ein staatlich verordnetes Schweigegebot: Flucht und Vertreibung waren kein Thema. Statt „Flüchtlingen“ und „Ver-



triebenen“ gab es in der Sowjetischen Besatzungszone und später in der DDR lediglich „Umsiedler“ oder „Neubürger“.<sup>1</sup>

Die Autorinnen und Autoren dieses Buches haben Jahre später Worte gefunden, um ihre Gefühle auszudrücken. Die von heute und die lange vergrabenen von früher. Sie schreiben über ihre Sehnsucht nach emotionaler Nähe und über ihre berechnete Wut darüber, sie nicht bekommen zu haben. Sie beschreiben die Spuren, die die Kriegskindheit der Eltern in ihnen hinterlassen hat – und wie sie sich von dieser Last befreien.

Viele Leser meiner Generation werden sich und ihre Familien in den Gedichten, Geschichten und Zitaten wiedererkennen. Mal seufzend, mal schmunzelnd und manchmal auch erleichtert, weil sie erfahren, dass andere Menschen ähnlich denken und fühlen wie sie. Oder wie eine Kriegsenkelin es formuliert hat: „Gott sei Dank, ich bin nicht länger ein Alien!“ Kurze Texte werfen Schlaglichter auf Themen wie: „Immer noch auf der Flucht?“ oder „Sind Männer wirklich Schweine?“, wie die Band „Die Ärzte“ singt. Sie erklären auch, warum Kriegsenkeln die Worte „Alles Gute zum Muttertag!“ oft so schwer über die Lippen kommen. Diese „Spurensuche“-Texte sollen die Leser dazu anregen, in ihren Familien nach Parallelen zu suchen und dadurch im eigenen Leben das eine oder andere Rätsel zu lösen. Wer mehr Informationen zum Thema „Kriegsenkel“ sucht, findet im Literaturverzeichnis ausgewählte Buchtitel und Links.

In erster Linie geht es in den Texten der Kriegsenkel darum, auszudrücken, was sie erlebt haben und fühlen. Manche haben das schon immer gekonnt, andere haben ihre Gefühle für sich behalten. Teils, weil sie Schwierigkeiten hatten, sie überhaupt zu spüren, teils aus Rücksicht auf die Eltern oder aber aus Angst vor Verurteilung. Etliche Kriegsenkel, die die

# Spurensuche

## **Immer noch auf der Flucht?**

*Warum die Kinderkarre nicht zum Sperrmüll kommt*

Im Sommer 2007 sortierte ich Dinge für den Sperrmüll aus. Gartentisch, Klappstuhl, Schneeketten, alles landete leichten Herzens auf einem Haufen neben dem Garagentor. Die Arbeit ging flott voran, bis ich zur Kinderkarre griff, für die mein Sohn mit seinen acht Jahren mittlerweile zu groß war. Panikgefühle durchfluteten meinen Körper und Gedanken rasten durch meinen Kopf. In Friedenszeiten, mehr als sechzig Jahre nach Ende des Zweiten Weltkrieges dachte ich: „Was ist, wenn wir mal fliehen müssen? Dann kann sich Lennart, auch wenn er eigentlich zu groß ist, in der Karre ausruhen, wenn er nicht mehr laufen kann.“ Noch ein Beispiel: Als der Zweite Irakkrieg mit der Jagd auf Saddam Hussein begann, schoss mir der Gedanke durch den Kopf: „Ich muss die Kinder in meinen Pass eintragen lassen. Wenn wir fliehen müssen, kann ich sonst nicht beweisen, dass sie zu mir gehören.“

Ganz ehrlich? Ich schämte mich für diese absurden Gedanken und erzählte niemandem ein Wort davon. Woher kamen sie? Ich konnte es mir nicht erklären. Zwar war die Familie meines Vaters aus Ostpreußen geflohen, aber darüber wurde zu Hause und auf Familientreffen nie ein Wort verloren. Außerdem hatte das ja auch nichts mit mir zu tun, oder? Genauso wenig wie die Erlebnisse meiner Mutter. Sie war im Westen geboren und hatte keine Vertreibung erlebt, wie ich damals noch glaubte.

Erst als ich andere Kriegsenkel traf, wurde mir zu meiner großen Erleichterung klar, dass ich nicht so absonderlich war, wie insgeheim befürchtet. Im Gegenteil, für viele Kriegsenkel sind

solche und ähnliche Gedanken und Gefühle Alltag. Auch andere fühlen sich rastlos und sind, so wie ich, in ihrem Leben mehr als zehnmal umgezogen. Eine Frau hat in ihrer Wohnung nur so viele Dinge, wie jederzeit in einen kleinen Transporter passen würden. Eine hat immer einen gepackten Koffer auf dem Schrank. Man kann ja nie wissen. Eine andere Kriegsenkelin lernte von ihren Eltern früh, dass eine Flucht jederzeit nötig sein kann. Ihr wurde schon als Kind beigebracht, jeden Abend ihr Portemonnaie und ihren Pass auf den Nachttisch zu legen, um im Fall der Fälle bereit zu sein. Obwohl sie längst weiß, dass diese Vorsorge absurd ist, ist es bis heute ihr Abendritual.

Unsere Eltern und Großeltern haben den Krieg, die Bomben, den Verlust und die Flucht erlebt, wir nicht. Wie können diese belastenden Ereignisse so massiv in manche Kriegsenkelleben hineinwirken? Woran liegt es, dass die Kinder der Kriegskinder Gefühle spüren, die gar nicht auf eigenen Erfahrungen beruhen? Vielleicht daran, dass unverarbeitete Traumata über die eigene Generation hinauswirken können. Therapeuten wie der Arzt und Psychoanalytiker Hartmut Radebold sprechen von „transgenerationaler Weitergabe“ der Traumafolgen.<sup>2</sup> Sie haben erkannt, dass einige Verhaltensweisen und Probleme der Kriegsenkel ihren Ursprung in den psychischen Erschütterungen der Elterngeneration haben.

Eigentlich könnten die Kriegsenkel sich entspannen – in einer Welt, in der fast alles versichert werden kann und in der Bedrohungen für Leib und Leben die Ausnahme sind. In vielen Kriegsenkelrunden habe ich jedoch etwas anderes erlebt: Jemand erzählte von seiner anstrengenden, immerwährenden Wachsamkeit, von dem belastenden Gefühl, ständig auf der Hut sein zu müssen, um gegen alles gewappnet zu sein. Die meisten anderen nickten wissend. Sicher hat dieses Verhalten vielfältige Ursachen, aber eine von ihnen kann die transgenerationale Weitergabe von Traumafolgen sein.

Sabine Fuchs  
**Der Vorratskeller**

Im Keller des Hauses,  
dem Dunklen, dem Feuchten,  
wo Glühbirnen kalt ohne Lampenschirm leuchten,  
steht aufrecht im Durchgang, gleich vorn linker Hand,  
die Armee aus Regalen,  
am Ende ein Schrank:  
gefüllt bis zum Bersten  
mit Jacken und Hemden,  
mit Schuhen und Hosen,  
in plastenen Dosen.  
Nichts davon neu:  
gehörtet seit Jahren.  
Die Flicker und Flecken?  
Wir müssen doch sparen!

Daneben die Türe verbirgt einen „Bunker“ –  
Hier gehe ich Kind nur sehr zaghaft hinunter.  
Es gilt einen weiteren Krieg zu bestehen,  
der Keller ist dazu mit Vorrat versehen:  
mit Obst und Gemüse, haltbar für Jahre,  
in dutzenden Gläsern auf jeder Etage.  
Zu Rotten sortiert,  
sehr sorgsam verstaut  
und etikettiert  
sind Kürbis und Kraut.  
So stehen sie dort,  
ins Dunkle verbracht,  
am finsternen Ort  
der Kriegsvorratsschlacht.  
Dort Milch, Zucker, Mehl und Dauerbrot,  
hier Gries, Graupen, Öl und Roggenschrot.

Hinter der Front noch ein paar Kisten Wein,  
stehen Reihe auf Reihe –  
Ordnung muss sein!  
Das nächste Regal präsentiert noch viel mehr –  
Zum Sturm steht bereit das Notvorratsheer:  
Kartons und Verpackung und reichlich Papier,  
Batterien und Nähgarn, selbst Knöpfe gibt's hier,  
und Tee und Kaffee und Flocken und Reis  
und Zwieback und Honig, Senf, Mus und Mais,  
und Mandeln und Nüsse, Kekse, Konserven –  
Nur so ist man sicher: *Wir* werden nicht sterben!

Das Kind hat begriffen: Die Not kann stets kommen.  
Doch hat man von ihm auch schon Zweifel vernommen!  
Denn neben dem Haus mit dem prallvollen Keller –  
zu Fuß fünf Minuten, per Fahrrad noch schneller –  
liegen friedlich beschaulich dort mitten im Städtchen  
ein Großmarkt, ein Bäcker, daneben drei Lädchen,  
die alle bestückt sind mit Tonnen von Waren –  
„Könnt ihr euch“, fragt's Kind da, „den ‚Bunker‘ nicht  
sparen?“

Frauke Bielefeldt

**Abschied von der guten Tochter**

Ich will so gerne die gute Tochter sein

Ich muss es schaffen

Ich will mich mehr anstrengen

Ich habe es nicht geschafft

Ich habe versagt

Ich schaffe es ja doch nicht

Ich will es nicht mehr versuchen

Ich konnte es gar nicht schaffen

Ich muss es nicht mehr versuchen

Grit Heyse  
**Der Traum**

Dunkelheit. Dröhnen. Erschütterungen. Stille. In mir drin, Sicherheit. Ich fühle, ich bin bei meiner Mutter. Alles wird gut. Dunkelheit. Plötzlich ohrenbetäubende Geräusche, schrille Schreie, Putz und Gestein bröckelt mir schwer entgegen, die Luft wird knapp. Feuer ... Dunkelheit ... Ich schrecke hoch, schreie stumm, bin völlig verschwitz.

Seit ich denken kann, gehört dieser Traum zu meiner Kindheit. Irgendwie war er von Anfang an da. Er war mein Albtraum. Regelmäßig besuchte er mich nachts. Kam er nicht, fing ich an, ihn zu vermissen. Nie veränderte er sich. Auf seinen Ablauf war Verlass.

Als Kind weinte und schluchzte ich leise. Als Erwachsene lernte ich, damit umzugehen.

1970 geboren und in einer kleinen Familie, mit Nachkriegskindern als Eltern, die ersten Jahre in Berlin-Prenzlauer Berg aufgewachsen, spürte ich schon früh den Krieg in mir. Flugzeuge, die über mein Kinderzimmer hinweg donnerten, machten mir Angst. Das Wohnviertel, düster, dreckig und voller Einschusslöcher, machte mich nachdenklich. Die Menschen, stumm, trostlos und unnahbar, in den viel zu großen, dunklen und kalt wirkenden Wohnungen, waren mir suspekt. Früh fühlte, spürte und witterte ich wie ein kleiner Hund, dass vor meiner Zeit etwas passiert sein musste.

Als ich lesen konnte, fräste ich mich durch Bücher über diese Zeit. Es war, als hätte ich in ihr gelebt. Anfangs fiel mir die große Kluft zwischen den erzählten Geschichten in meinen Büchern und den fehlenden Erzählungen zu Hause gar nicht auf. Die Verbindung zwischen Gelesenem und der Ver-

gangenheit meiner Familie erschloss sich mir erst spät, als 38-Jähriger. Aber da mit Wucht. Wo waren meine Vorfahren in dieser Zeit? Warum weiß ich kaum etwas von damals? Als mir klar wurde, dass ich nicht einmal den Vornamen des Mannes, der mein Großvater gewesen ist, kannte, weil meine Großmutter, wenn überhaupt, ihn nur bei seinem Nachnamen nannte, begann die systematische Suche nach meiner fehlenden Familiengeschichte.

Über Archivanfragen, Briefe und Fotografien schloss ich nicht nur Lücken, sondern grub immer neue Fragezeichen aus. Immer mehr rote Fäden kamen zum Vorschein. Die Sache mit den starken Frauen und ihrem Hass auf Männer. Oder, warum Liebe kaum zu ertragen war.

Schwarze Schafe, die erst dazu gemacht wurden, Väter, die sich nicht kümmerten und Mütter, die nie Muttergefühle entwickelten. Schwangerschaften vor der Hochzeit, Heirat ohne Liebe, Fehlritte aller Art zeigten sich. Aber auch Affenliebe, Übermutter und wahre Liebe – und die väterliche Familie als Gegenentwurf zur mütterlichen – stehen mir in unserem Familienrepertoire zur Verfügung.

Und – mir wurde mit einem Mal bewusst, dass keiner meiner nahen Verwandten je Flucht oder Bombenkrieg erleben musste. Woher kam also dieser Traum?

Die Fäden entwirrten sich in einer Schnelligkeit, der mein Kopf kaum folgen konnte.

In dieser Zeit traf auch Post von der „Deutschen Dienststelle für die Benachrichtigung der nächsten Angehörigen von Gefallenen der ehemaligen deutschen Wehrmacht“ aus Berlin ein. Dort stand es schwarz auf weiß geschrieben: Mein Großvater war vor der Ehe mit meiner Großmutter schon einmal



verheiratet. Heimatanschrift: Leipzig. Umgehend schrieb ich an die Stadt Leipzig und bekam schneller als erwartet die Sterbeurkunden seiner ersten Familie zugesandt. Frau und Kind starben bei einem Luftangriff im April 1945. Die 28-jährige Mutter wird ihre erst einjährige Tochter Margarete auf dem Arm gehabt haben, als das Feuer und dann die Dunkelheit kamen.

Mein Name ist Grit.

Grit ist die Kurzform von Margarete.

Seit Margarete und ihre Mutter ihren Platz in unserer Familie eingenommen haben, seitdem ist mein Albtraum verschwunden.

Nie wieder habe ich vom Krieg geträumt.

Ein Familientabu von vielen war gelüftet.